

Im Kampfe mit Franktireurs.

(Kriegsroman von Adolf Hensel.)

(5. Fortsetzung.)

„Also handelt es sich nur noch um die Kellertüren. Sie sollten wir so bald wie möglich haben, um uns genau über die Unterwelt von Epernay zu orientieren. An Hand dieser Karten müssen wir selbst in die Gewölbe hinabsteigen und unserm Scharfsinn das übrige überlassen.“
„Wird das aber nicht Argwohn erregen?“
„Nein, Herr Major, wenn wir als Grund des unterirdischen Besuchs den Wunsch des Generals, die berühmten Kellereien zu besichtigen, verlautern lassen.“

„Ja, glauben Sie denn, lieber Werner,“ bemerkte der skeptische Major, „dass wir als Neulinge in solchen Wäldern irgendwelche verdächtige Spuren finden werden?“
„Was wir nicht herausfinden, sollen sachverständige Augen tun. Ich habe in meiner Eskadron zwei Waisende, einen Ingenieur und einen Küfer — die sollen uns auf die Fährte bringen.“
„Natürlich, Sie denken an alles!“ rief der Major lachend. „Aber halt! Wir dürfen uns nicht verschwagen, meine Herren! Denken Sie an das Frühstück beim Herrn General! Dort wird noch manches zu besprechen sein.“

Während die Offiziere ihren Rat abhielten, hatte der General interessanten Besuch.
Eine junge Dame von vornehmer Haltung und eleganter Kleidung hatte sich bei ihm anmelden lassen. Jetzt war der Gesteige durch und durch Kavalier. In verbindlicher Weise lud er die Fremde zum Sitzen ein und fragte in höflichem Ton nach ihrem Anliegen.

Als sie den Schleier zurückschlug, war er überrascht von den edlen Formen des Gesichts und den strahlenden Augen. Daß er eine Französin vor sich hatte, und zwar eine so wertvolle, das er nicht ohne Bedauern das ganze Aufstehen, die ausgeübte und doch einfache Eleganz der Gewandung, die anmutige Bewegung des Körpers, die stolze Haltung der Figur. Als sie mit dem weichen Tonfall ihres dunklen Organs zu sprechen begann, schmeichelte sich ihre Stimme wie Musik ins Ohr des alten Soldaten.

„Ich bin die Komtesse v. Renville. Seit kurzem befinde ich mich auf unserem Familienitz Schloß Frenois, sechs Kilometer von hier, an der Straße nach Reims gelegen. Ich habe mich überzeugt, daß unsere Furcht vor den Überzügen ungründet war. Man hat mich noch in keiner Weise belästigt.“

„Das wird auch in Zukunft nicht geschehen, Komtesse. Wir haben nur mit dem in Waffen stehenden Teil des französischen Volkes zu tun. Die übrigen haben von uns nichts zu befürchten. Diese dürfen vielmehr stets unsern Schutzes gewärtig sein.“
„Ich danke Ihnen, mein Herr! Mich führt eine andre Sache hierher. Seit einiger Zeit ist unter unsern Leuten ein Schloße eine gewisse Bewegung bemerkbar, die mich beunruhigt. Unser Kastellan, ein treuer Diener, hat verschiedene Personen bemerkt, die sich an unsere Dienstboten heranschleichen und heimlich mit ihnen verkehren. Um was es sich handelt, konnte er nicht herausfinden, er fürchtet aber, daß es nichts Gutes ist, irgendeine Verleumdung oder etwas Ähnliches. Ich traure über das Unheil Frankreichs und habe keinen Anlaß, die zu segnen, die es bringen, aber ich verabscheue alle Hinterlist und Gewortlichkeit, die das Licht des Tages scheut.“

Der General war mit großer Spannung den Worten der Französin gefolgt.
„Ehrwürdige Komtesse! Aus Ihrer Rede spricht ebensoviele edler Freisinn wie wahrhaftiges Gefühl. Ich bin stolz, zum erstenmal einer französischen Dame begegnet zu sein, die uns ohne Vorurteil entgegentritt. Das verdient Anerkennung und Dank! Ich glaube, es wird am besten sein, wenn ich von unsern Truppen eine kleine Abteilung Dragoner in Ihr Schloß lege, das wohl für ein Duzend Pferde Stallungen hat. Für Verpflegung werden wir selbst aufkommen. Um jedes Aufsehen zu vermeiden, werden wir die Expedition den Charakter eines Patrouillendienstes zur Sicherung der Landstraßen, und der Telegraphen Eisenbahnen usw. geben.“

„Wann darf ich die Truppe erwarten?“ entgegnete die Komtesse, sich erhebend.
„Morgen mittag. Ich werde den Führer anweisen, einen mehrstündigen Ritt in der Richtung der Straße Epernay-Reims zu machen und auf dem Rückzug auf Ihrem Besitzum Quartier zu beziehen. Sie werden natürlich nichts zur, Ihre Leute auf diesen Besuch aufmerksam zu machen.“

„Ja, verzeihe, Herr General!“
„Zum Führer der Abteilung werde ich einen Offizier bestimmen, der sich ohne Aufsehen mit Ihnen, Komtesse, verständigen wird, jederzeit zu Ihrem Schutz bereit.“
„Des letzteren wird es wohl kaum bedürfen,“ meinte die Französin mit selbstbewußter Miene.
„Wer weiß? Wir haben Beispiele, das fanatische Franzosen, wenn es darauf ankommt, den Feind tödlich zu treffen, selbst ihre eigenen Landsleute nicht schonten.“
„Das sind wohl Ausnahmen,“ wandte die Dame ein.
„Ich wollte, daß dem so wäre! Leider muß ich betonen, daß es vielfach Angehörige der französischen Nation waren, die das Eigentum ihrer Brüder plünderten und zerstörten und die Schuld den preussischen Nordbrennern in die Schuhe schoben.“

„Oh, Herr General, das muß ein Irrtum sein!“ rief die Französin erregt. „So niederträchtig handelt ein Franzose nicht.“
„Es ist schon, Komtesse, daß Sie eine bessere Meinung von Ihren Landsleuten haben. Ich will nur wünschen, daß Sie vor Enttäuschungen bewahrt bleiben mögen!“
Mit tadelloser Höflichkeit geleitete der General die Französin, die sich wieder dicht in ihren Schleier hüllte, zur Tür.
Als die Komtesse die Treppe bestieg, kam der Major mit den beiden Offizieren aus seinem Zimmer. Sie blühten überrascht der vornehmen Frauengehalt nach, wie sie mit leichtem, graziosem Schritt die Stufen hinabstieg.

Werner vor allem war ganz gefesselt von der Erscheinung, die ihn in Haltung und Bewegungen an ein Wesen erinnerte, dessen Bild unauflöslich in seiner Seele stand.

„Was es möglich?“ entfuhr es ihm, und rasch eilte er zur Brüstung der Treppe abschließenden Galerie. Brennenden Auges blickte er den Davonschreitenden nach, bis sie verschwunden war.

„Nein, nein! Was sollte sie hier? Und doch: Wuchs und Gang wie der ihre!“
„Nun, Werner?“ mahnte der Major. „Was ist mit Ihnen? Sie sehen ja ganz entgeistert drein. Hat Sie der Anblick der holden Weißblütigkeit so verwirrt?“

Werner tat seinen Gefühlen Gewalt an. „Entschuldigen Sie, Herr Major! Das Weibere der Dame hat so viel Ähnlichkeit mit einer andern, die ich kenne, daß ich ganz erkaunt war.“
„So scheint es,“ bemerkte der Major leichtsin. „Es wird wohl eine Französin gewesen sein, die unserm General irgendeine Besondere über Quartierbelästigung und dergleichen vorgekommen hat. Man kennt ja diese empfindlichen Frauenzimmer.“

„Aber unter Hof wartet, meine Herren, seien wir pünktlich!“
Der General hat seine Gäste in das Nebenzimmer, wo ein delikates Frühstück bereitstand, bei dem er den lebenswichtigen Mann machte und mit keiner Miene ahnen ließ, daß man zu einer wichtigeren Sache als zur Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse beisammen war. Doch kaum war das Mahl beendet, so ließ er den Ernst in seine Rechte treten.

In kurzen Worten schilderte er die Vorkommnisse, die ihn zu persönlichen Erscheinungen gezwungen, und forderte die Offiziere zur Meinungsäußerung auf.
Der Major sprach von der Vorbereitung und den Vorschlägen Werner, die dem General sehr zweckmäßig erschienen. Daß hier ein förmliches Komplott vorliege, leuchtete ihm ein, auch die Annahme, daß auswärtige Elemente dabei die Hände im Spiel hätten. In Zusammenhang damit siehe offenbar, was ihm soeben von einer französischen Dame mitgeteilt sei.

Und nun erzählte der General den aufstrebenden Offizieren von den ihm gemachten Mitteilungen. Da von den in Epernay stehenden Truppenteilen kaum welche zu entbehren seien, so komme die Ankunft des Dragoner sehr erwünscht. Eine Abteilung müsse sofort mit einem Offizier nach dem Schloß abgehen; er überlasse es Werner, diesen zu bestimmen.

Oberleutnant Werner, der die Darstellung des Generals mit steigendem Interesse verfolgte, hätte am liebsten das Kommando selbst übernommen, wenn ihn nicht sein Dienft als Eskadronchef und die übernommene Aufgabe, den Schlußwinkel der Bande aufzuspüren, an den Platz gebunden hätte.

Die Herren besprachen noch die Einzelheiten einer Befestigung der Kellereien, die am andern Tage vor sich gehen sollte, worauf der General die Offiziere entließ mit der Mahnung, ihn von jedem Vorkommnis sofort zu unterrichten.

Graf Eberstein hatte, nachdem er die Eskadron untergebracht, sein Quartier aufgeschlagen, das in einer Nebengasse der Hauptstraße lag und mit seinem Gärtchen an die weitläufigen Fabrikgebäude einer großen Champagnerfirma grenzte. Obstbäume schieden das schmale Häuschen von den Massen der anliegenden Bauten. Ein hübsches Zimmer mit Schloßkabinett hand dem jun-

gen Offizier zur Verfügung, alles sauber und behaglich.
Die Besucher, eine frische Brünette, der man ihren Witwenstand nicht ansah, schien an ihrem Quartiergast Gefallen zu finden, der mit ausgefuchter Lebenswürdigkeit seine Hauswirtin begrüßte und ihr einige freundliche Worte über die Wohnung sagte. Sie lud ihn ein, das Frühstück mit ihr einzunehmen, dessen appetitlicher Duft das Haus durchzog.

Der Leutnant war kein Kostverächter. Ein Mahl in Gesellschaft einer hübschen Frau hatte Verlockendes genug; dazu schmektete Omelette, Schinken und Bröckchen mit dem knusprigen Weißbrot ebensogut wie der butelreiche Wein, den Frau Madelon als Ergänzungs des eigenen Weinguts herozugubehalten nicht vergaß. Kein Wunder, wenn die Gläser sich rasch leerten, die von der lebenswichtigen Quartierfrau immer wieder gefüllt wurden. Dadurch kam ein lebhafter Ton in die Unterhaltung, der die beiden rasch einander näherbrachte.

Der junge Offizier, der in Feinbesand noch kaum einige Worte mit einem weiblichen Wesen gewechselt hatte, genoß hier das unerwartete Glück eines Beisammenseins zu zweien, und ward sich dessen immer mehr bewußt.
Als er beim Ende des Mahls seiner Wirtin das hübsche Händchen küßten wollte, bot ihm diese die Wange dar.

Das Geräusch eines plumpen Schrittes schied das Paar auseinander. Durch die Tür schob sich ein stämmiger Blusenmann, der mit finsternem Blick den deutschen Offizier maß. Madelon schien unangenehm überrascht von dem Besuch, der vorgab, eine wichtige Nachricht für sie zu haben.

Mit der Zusage, sofort zur Verfügung zu stehen, gelang es ihr, den Störenfried loszuwerden.
„Es ist mein Schwager,“ entschuldigte Madelon das brüste Auftreten des Besuchers. „Er ist Kellereimeister bei einer Champagnerfirma. Seit dem Tode meines Mannes verfolgt er mich mit Heiratsanträgen. Seine Aufdringlichkeit ist mir ebenso zuwider wie sein brutaler Charakter.“
„Da tun Sie mir leid, Madelon!“
„Oh, ich weiß mich schon vor ihm zu schützen, aber er wird nun seinen Haß auf Sie werfen. Er ist ein Feind der Deutschen, ich traue ihm bei seinem wilden Wesen das Schlimmste zu. Doch ich muß gehen, sonst schöpft er Verdacht. Auf Wiedersehen.“

Und grazioß glitt das hübsche Weib aus dem Zimmer. Eberstein sah ihr schmerzhaft nach.
„Was wird wirklich schade um das niedliche Geschöpf, wenn es in die Pranken dieses Wären fäme!“ seufzte er. „Ich habe seinen glistigen Blick wohl gesehen. Der Mensch ist mir verdächtig im höchsten Grad. Ein Kerl wie er, mit einem Sternnaden auf dem stämmigen Kump und mit einem paar Soldatshäuten, ist wie geschaffen zu einem Genossen der unheimlichen Banditen. Vielleicht bin ich in diesem Hause auf der rechten Fährte!“

Der Leutnant war, so gern er zu Hause geblieben wäre, zu sehr Soldat, um den Dienst dem Vergnügen unterzuordnen. Er machte sich bereit, nach seinen Leuten zu sehen und den Eskadronchef aufzusuchen.
Als er durch den engen Hausflur schritt, hörte er lauten Wortwechsel. Der Blusenmann sprach mit erregter Stimme, die er vergeblich zu dämpfen suchte, auf seine Schwägerin ein, schalt sie eine Kottette, und erging sich, als ihm die junge Witwe solches verweigerte, in Drohungen gegen sie, die einen so ersten Charakter annahm, daß der Offizier unwillkürlich den Schritt hemmte, um Madelon beistehen zu können.

So wurde er wider Willen Zeuge der Auseinandersetzung, die in ihm den Verdacht gegen den Franzosen befestigte. Um gegen eine Lebertragung gefordert zu sein, drückte er sich in einer schmalen Nische, die als Kleiderablage diente und ihm bei der Dunkelheit des Korridors vor einer plötzlichen Entdeckung sicherte.

„Ich habe jetzt dein Hinhalten fahrlässig“ hörte er den Schwager mit verbalerer Wut sagen. „Entweder du gibst mir dein Jawort oder ich hole mir mit Gewalt, was du mir verweigert. Versteht du mich, Madelon? Nein, nicht du werden! Siehst du, so wie ich jetzt dich sehe.“

„Augenblicklich läßt du mich los, oder ich rufe um Hilfe!“
„Ach so,“ höhnte der Fremde. „Du denkst an den Prüßler! Danke Gott, wenn er nicht kommt! Ich würde ihn mit meinen Händen erwürgen.“
„Und du glaubst, Elender,“ rief Madelon, „ich würde einen Mörder feiertan! Schon deine Drohung zeigt, was man von dir zu erwarten hat. Geh, ich verabscheue dich!“

„Einen Mörder! Parbleu, du vergiffst, mein Täubchen, daß es eine patriotische Pflicht ist, die Feinde Frankreichs, wo man sie trifft, zu vernichten. Und als gute Französin müßt du auf unserer Seite sein.“

„Hör, Madelon! Sei vernünftig, du hast es in der Hand, dem Vaterland einen großen Dienst zu leisten, wenn du unsere Pläne unterstützen.“
„Gute Pläne?“ horchte Madelon auf.
„Ich kann dich nicht in sie einweihen, solange ich nicht weiß, ob wir auf dich rechnen können. Morgen komme ich wieder, denn ich will dir insitzeln. Du kennst mich, ich gebe nicht nach.“

Drohendes Schrittes verließ der ungefährliche Geselle das Haus, ohne den verborgenen Lauscher zu bemerken. Eberstein wartete noch einige Minuten, dann klopfte er an die Tür. Er fand Madelon in großer Aufregung. Offen gestand er, daß er Zeuge des Gesprächs gewesen sei, jeden Augenblick bereit, ihre Hilfe zu leisten.

Die junge Frau sah ihn mit warmem Dankesblick in die Augen. „Also die Feinde Frankreichs müßten uns gegen die eigenen Landsleute schlagen! Oh, ich schäme mich, daß es Männer gibt, die unserer Nation zur Unreue gereichen.“
Es lag eine so tiefe Trauer in ihren Worten, daß der Leutnant gerührt wurde.

„Kommen Sie, Madame, und hören Sie mich an.“ Mit sanfter Hand führte er sie zum Divan und nahm an ihrer Seite Platz. „Sie müssen der Gewalt mit List begegnen. Tun Sie dem Manne gegenüber, als gingen Sie auf seine Absichten ein. Sobald Sie wissen, um was es sich handelt, ist auch die Möglichkeit gegeben, etwaigen Verbrechen vorzubeugen. Mit der Heirat suchen Sie ihn durch all die Mittel, über die ein verführerisches Weib gebietet, hinzufügen. Teilen Sie mir vertrauensvoll mit, was Sie erfahren. Solange ich hier bin, soll Ihnen nichts geschehen, das verletzere ich Ihnen! Und nun adieu, Madelon, mich ruft die Pflicht.“

Als Werner nach seinem Quartier ritt, hatte er keine Augen für die Außenwelt; das ganze Sinnen war nach innen gerichtet. Seine Gedanken beschäftigten sich einzig und allein mit der verschleierten Dame. Je mehr er sich ihre Erscheinung vergegenwärtigte, desto fester wurde in ihm die Überzeugung, daß es keine andere sein konnte als die, deren Herz er in Arcene gewonnen. Sein feuriges Soldatenblut trieb ihn, sofort die Geliebte aufzusuchen, allein die ruhige Überlegung sagte ihm, daß er sich vorerst Klarheit über ihren Aufenthalt auf dem Schloß verschaffen mußte.

Wo war ihr Bruder? Wo der abgewiesene Freier? War es nicht möglich, daß beide sich in der Nähe befanden, daß sie sich sogar auf dem Familiengut aufhielten und die Komtesse überwachten? Vor allem der nachsichtige Verbiganer — wußte dem nicht daran liegen, seine Verwandte von jeder Berührung mit der deutschen Kanaille fernzuhalten? Und lag es nicht nahe, in ihm das Haupt der Verschwörerbande zu sehen?

Alle diese Erwägungen bestimmten Werner, sich mit seiner Person im Hintergrund zu halten. Aber sehen mußte er die Komtesse! Das konnte nur unter einer Maske geschehen, ein Mittel, das ihm auch gehalten würde, unauffällig sich über die Verhältnisse auf dem Schloße zu unterrichten.

Während er in seinem Quartier hin und her sann, wie er unerkannt in das Schloß gelangen könnte, erhielt er den Besuch seines Kameraden Eberstein, der daraus brante, seine Erlebnisse mitzutellen.

Nachdem dieser seine dienstlichen Wehungen gemacht, erzählte er von den Begebenheiten bei seiner schönen Wirtin, von den Absichten und Drohungen des rohen Freiers, und gab seinem Verdacht, daß der vierschrötige Kerl mit der Mörderbande in Verbindung stehe, unüberholenen Ausdruck.

„Das trifft sich ja merkwürdig,“ meinte Werner. „Auch ich hatte eine Begegnung, die uns zu ganz neuen Enthüllungen führen kann.“ Und nun berichtete er dem Freunde über die Verhandlungen in der Kommandantur und den Besuch der Französin beim General, er verweigerte auch nicht, daß sich vielleicht auf dem Schloße ein Teil der Verschwörer verborge.

Eberstein horchte, gespannt auf, als Werner von der Absicht sprach, unter irgendeiner Verkleidung sich im Schloße Eingang zu verschaffen, um dort den Kundschafter zu machen.

„Das ist ein gefährliches Beginnen, lieber Freund. Irgeinein nicht beträchtlicher Zufall kann zur Entscheidung führen, und dann bist du verloren. Bedenke wohl, was du tust. Du setzt dein Leben auf das Spiel in einer Sache, die wohl leichter durch eine plötzliche Ueberumpfung sich erledigen läßt. Und die Komtesse! Ist es wirklich Götter, so dich zu befragen, daß dein Herz dich zu einem Schritt fortzieht, der das ganze Unternehmen gefährden kann. Berühm die Maitie von Arcene nicht!“

„Du bist ein ehrlicher Warner, Hugo. Ich danke dir! Siehst du, ich habe alles wohl überlegt und werde meine Pläne nicht leichtfertig ablegen, denn ich habe vieles gutzu machen. Ich werde sie so wählen, daß du selbst mich nicht erkennen wirst. Heute Abend will ich dem General von meinem Vorhaben Mitteilung machen, und wenn er zustimmt, bin ich schon morgen früh auf dem Wege. Das Detachement muß einen Tag später aufbrechen, damit ich vorher Ruhe habe, das Terrain zu sondieren. Mit Renegad dem Führer der Abteilung, werde ich mich verständigen und ihn anweisen, mich in steter Fühlung zu bleiben.“

„Woher willst du so geschwind eine Verkleidung besorgen?“
„Sieh her! In diesem Behälter,“ er öffnete einen in die Wand eingefügten Kleiderschrank, „ist alles, was ich brauche. Ein Paar Hosen, eine Jacke, eine Wulst und ein Paar derbe, nägelbeschlagene Schuhe; auch Sabots sind vorhanden — und um das Ganze zu krönen, dieses Prachtexemplar einer verführerischen Wulst. Ich glaube, die Sachen gehören einem Sohn oder Verwandten des Hauses, der zurzeit abwesend ist, vielleicht im Krieg. Sie werden mir, soweit ich es beurteilen kann, passen.“

„Und wenn die Sachen vermifft werden?“
„Ich habe an alles gedacht. Wie du siehst, ist der Schrank sehr geräumig. Ich werde meinen Quartierleuten sagen, daß ich meine Uniformstücke dort aufbewahren und den Schlüssel an mich nehmen werde. Dann wird man nichts dabei finden.“

„Von dir kann man lernen. Ich bin nur begierig, wie du deine Maske zurecht kriegst.“
„Das sollst du gleich sehen, wenn du dich einen Augenblick gedulden willst.“

Werner nahm aus dem Schrank die Bauernkleider und schlüpfte hinter den Vorhang, der das Schlafzimmer von der Wohnstube schied. Graf Eberstein musterte indessen einige Zeitungen, die auf dem Tisch zerstreut lagen und der bekannten Ruhmbekanntheit von siegreichen Gefechten und Schlachten der Franzosen berichteten. Die Vorgänge lagen zwar einige Zeit zurück, doch machte es dem Leser Spaß, die Prählerereien der Provinzpresse zu überfliegen.

Plötzlich fuhr er zusammen. Eine rauhe Stimme klang vor seinen Ohren.
Ein Blusenmann edelster Prägung stand im Zimmer: Die Haltung falopp, mit schiefer Schulter und eingemickelten Beinen, die Augen zusammengekniffen, das Gesicht faltig, der Mund offen — kurz, ein Bild blödesten Einfältigkeit.

„Zum Teufel, was ist das?“ fuhr Eberstein auf.
Die Verkleidung war so täuschend, daß er im ersten Moment wirklich glaubte, einen Hofjan unwürdiger Haltung vor sich zu haben.

„Menschkind, du bist wahrhaftig ein Bostö. In wenigen Minuten eine solche Verwandlung! Es ist geradezu verblüffend!“
„Deine Lebererkrankung sagt mir, daß die Maske abgefallen ist.“

„Und wie! Ich bin einfach starr. Von der Verkleidung will ich gar nicht reden. Aber die Wulst! Ist denn möglich, daß aus diesem Kopf, diesem Gesicht ein solcher Wulst, ein solches Frage werden kann? Wie hast du das nur fertig gebracht?“

„Mit den einfachsten Mitteln. Einmal Kreide, ein bißchen Auf von einem Zündholz, ein paar erdige Brocken ergeben die Schminke. Wenn man so lie und da in Liebhabereatern gemimt hat, kriegt man den Zauber bald fertig.“

Jetzt bin ich außer Sorge. Mit dem Gesicht wird dich niemand erkennen, und bei deiner Sprachfertigkeit kein Franzose in die etwas anderes vermuten als einen wackelnden Landsmann.“

Nachdem Werner sich umgeteilt hatte, besprachen beide noch eingehend die Art und Weise, wie sie sich am besten in die Hände arbeiten könnten.

Der General lautete gespannt der Auseinandersetzung Werner, der die Einzelheiten seines Planes darlegte und die Verblüffung schilderte, die Graf Eberstein über seine Verwandlung gezeigt habe.

„Ja, Sie sind ein Laufendhossa, Werner! Das haben Sie schon mit Ihrem Streifzug bewiesen.“
„Verzeihe, Herr General! Das Verdienst bei diesem Unternehmen...“

„Weiß schon! Wollen auch Ihren Kameraden gerecht werden. Das ist nett von Ihnen, aber nur nicht allzu leichsinnig, mein lieber Mittelmeister!“
„Oberleutnant, Herr General!“ erlaubte sich Werner zu verbessern.

„Nun, sagen wir einmal „Mittelmeister“. Ich habe Sie und Ihre Kameraden zur Beförderung eingegeben, das wird genügen.“
„Herr General, wie soll ich danken?“

„Dadurch, daß Sie Ihren neuesten Coup ebenso geschickt durchführten, wie den andern. Aber notabene, keine unnötige Bravour! Wir haben Männer, wie Sie, viel zu nötig. Darum Vorsicht und Klugheit! Verabreden Sie mit Ihren Offizieren und Mannschaften alles genau: Worte, Entfernungszeichen, rasche Verständigung und Meldung. Und die Augen immer und überall offen! Dann müßte es mit dem Teufel zugehen, wenn wir das Verdienst nicht ausbeuten.“

Freudlich entließ der General den Offizier, der die ihm angekündigte Beförderung wie eine unverdienter Auszeichnung empfand und immer wieder mit dem bescheidenen Gefühl zu fassen hatte, daß andere für ihn den Lorbeer erlängten. Überwiegend wollte er sich des Vertrauens erweisen, das ihm sein Vorgesetzter entgegenbrachte, und durch äußerliche Anspannung seiner Kräfte, durch Einsetzung seines Lebens die übernommenen Aufgabe lösen und dadurch gut machen, was ein Augenblick der Schwäche verschuldet.

Die Chauffee von Epernay nach Reims verläuft mit geringen Abwechslungen in einer schnurgeraden Linie. Sie führt über das Marnetal, durchschneidet einen Teil der berühmten Rebengelände, um dann den zehn Kilometer lang sich hinziehenden Wald von Reims zu passieren. Hinter dem Wald geht die Straße eine kurze Zeit wieder durch Weinberggebiete und verläuft dann in offenes Gelände bis Reims. Sanfte Bodenhebungen und kleine Talentungen wechseln mit den charakteristischen Krebelsformationen der Landschaft, die im allgemeinen wenig Relief bietet und nur durch einige Anhebungen, Gebösch und Häuser eine lebhaftere Farbe erhält.

Um so ansprechender mutete das durch ein Grün von Bäumen schmückende Innere eines schloßartigen Gebäudes an, das wie eine liebliche Idylle abseits der Landstraße lag.

Ursprünglich das schlichte Anwesen eines Weingutsbesizers, war es durch die Verbesserungen der Reblaus so entwertet worden, daß der Eigentümer froh war, in einer abgelegenen Familie einen Käufer zu finden. Durch Drainagen und rationelle Kultur wurde der trockene Boden zu einem Wiesengelände mit schöner Baumbestand herangezogen, und aus dem einfachen Wohnhaus ward eine schmale Villa, um die sich die Wirtschaftsgebäude und Stallungen gruppierten, die aus den Kellerräumen und Traubenschuppen entstanden waren.

Kein prächtiger Barockstil; weder breite Freitreppen, noch hohe Portale zierten das neue Gebäude. In einfachen, gefälligen Formen, gediegen und zweckmäßig präparierte sich der Edelhof, dessen Vorgänge in der vornehm beglückten Ausstattung der Innenräume bestanden. Das herrschaftliche Gebäude umschloß ein Garten, der in einem prächtigen Park mit Teichen und Wasserfällen überging. Ein sprudelnder Bach, der das Gelände durchfloss, spendete Wasser in Fülle.

Es war ein Platz, geschaffen zur Ruhe und Erholung, und die junge Gräfin von Reville, der das Gut durch Familienbestimmung als Eigentum zugefallen war, mußte sich hier, unbelästigt von Kriegslärm und feindseligem Ungemach, recht wohl fühlen.

Der tiefe Ernst, der sich in dem Antlitz der Gräfin herrlich ausdrückte, wollte freilich nicht recht zu der frohen Stimmung des Platzes, zu der frischen Jugend der Dame passen, die lebden von einem Gang durch den Park kommend zu ihren Gemächern empfortie.
Ein einfaches, hellgraues Kleid umschloß die schlanken, edlen Formen; der Kopf, schön stolz erhoben, war innend zu Boden geneigt. Die junge Dame schien von trüben Gedanken bewegt, die ihr auch in ihr lauchig-schönem Doudoir folgten und sie in trübseliges Träumen versenkten.
(Fortsetzung folgt.)

— Bedenklich. Kunde: „Sagen Sie mal, lieber Freund, wie heißt es eigentlich, Margarita oder Margarine?“
Kommis: „Ja, wissen Sie, ich muß Butler sagen, sonst schmeißt mich mein Chef raus.“